

Brennan Manning

mit John Blase

ALLES AUS GNADE

Autobiografie eines vom Leben Gezeichneten

Aus dem Englischen übersetzt von Elke Wiemer

The logo for GerthMedien features a black curved line above the text "GerthMedien".



Verlagsgruppe Random House FSC-DEU-0100
Das für dieses Buch verwendete FSC®-zertifizierte Papier *95 Classic*
liefert Stora Enso, Finnland

Originally published in English under the title: „All is Grace“
© 2011 by Brennan Manning
David C. Cook, 4050 Lee Vance View,
Colorado Springs, Colorado 80918 U. S. A.
© der deutschen Ausgabe 2012 by Gerth Medien GmbH, Asslar,
in der Verlagsgruppe Random House GmbH, München

1. Auflage 2012
Bestellnummer 816720
ISBN 978-3-86591-720-1

Umschlaggestaltung: Michael Wensert
Umschlagfoto: Ben Pearson
Satz: Daniel Eschner
Druck und Verarbeitung: GGP Media GmbH, Pößneck

Für Roslyn

Inhalt

Vorwort	9
Auf ein Wort	16
Einleitung	19
Teil I: Richard	25
Teil II: Brennan	79
Teil III: Ich	155
Nachwort	171
Bilder aus dem Leben von Brennan Manning	177
Briefe	185
Danksagung	203
Quellenangaben	205

Vorwort

Ich lernte Brennan Manning beim *Greenbelt Festival* in England kennen, einer Art christlichem Woodstock mit Künstlern, Musikern und Rednern, das in Zelten und auf improvisierten Bühnen im schlammigen Innenfeld einer Pferderennbahn stattfand und zu dem 20.000 Besucher gekommen waren. Brennan schien wie geblendet von dem Spektakel und versuchte die ganze Zeit, seiner Frau Roslyn, einer gebürtigen Katholikin, die in der Szene nicht so bewandert war wie er, die Feinheiten der evangelikalen Welt zu erklären, wie ein Kunstexperte, der ein Bild beschreibt.

Danach sahen wir uns nicht mehr oft, aber trotzdem vertiefte sich unsere Beziehung jedes Mal, wenn sich unsere Wege kreuzten. Wenn er zu geistlichen Rüstzeiten in einem Kloster in Colorado war, erbat er sich manchmal eine Befreiung von seinem Schweigegegelübde, um sich mit meiner Frau und mir in einer Eisdielen zu treffen (eine Sucht, die er in diesem Buch verschweigt). Unser religiöser Hintergrund hätte nicht unterschiedlicher sein können – Südstaaten-Fundamentalismus auf der einen und Nordstaaten-Katholizismus auf der anderen Seite –, und doch waren wir beide auf unterschiedlichen Wegen zu dem sprudelnden Quell der Gnade gekommen, dessen Wasser wir seither gierig trinken. Als wir an einem wunderschönen Herbstnachmittag auf goldfarbenem Pappellaub an einem Bergbach spazieren gingen, erzählte Brennan mir seine Lebensgeschichte: seine Kindheit ohne Liebe, seine lange Suche nach Gott, seine Ehe und die Scheidung, seine Lügen und sein Versteckspiel, der immer noch währende Kampf gegen den Alkoholismus.

Wenn Sie diese Memoiren lesen, geht es Ihnen vielleicht wie mir, und Sie mögen denken: *Was wäre wohl gewesen ... wenn*

Brennan nicht dem Alkohol verfallen wäre? Aber sehen Sie es einmal anders: Was wäre wohl gewesen wenn ... Brennan nicht Gottes Gnade entdeckt hätte? Ich habe mehr als einmal erlebt, wie dieser Schelm von einem irischen Katholiken ein Publikum aus Tausenden von Menschen in seinen Bann zog, weil er auf eine ganz neue und persönliche Weise eine Geschichte erzählte, nach der wir uns alle sehnen: die vom Schöpfer aller Dinge, der uns liebt und uns vergibt. Brennan kennt diese Liebe und vor allem die Vergebung nur allzu gut. Manchmal ging er nach einer solchen Veranstaltung vielleicht auf sein Hotelzimmer und hat sich betrunken. Auf den folgenden Seiten gesteht er, dass er alle Zehn Gebote mehrmals gebrochen hat (auch die Sache mit dem Mord, Brennan?). Jedes Mal hat er Gott und seine Freunde angefleht, ihm zu vergeben, ist wieder aufgestanden und weitergegangen. Genau wie der Jedermann Christian in John Bunyans „Pilgerreise“ kam auch Brennan nicht immer dadurch weiter, dass er die richtigen Entscheidungen traf, sondern auf falsche richtig reagierte. (Auch John Bunyan hat seine Autobiografie schließlich „Überreiche Gnade für der Sünder Größesten“ betitelt.)

Einmal vergleicht Brennan sich mit Simson, jenem wenig vorbildlichen biblischen Helden, den Gott sogar noch bei seinem Tod gebrauchte. Als ich diese Geschichten aus dem Alten Testament las, fand ich meine eigene Erklärung dafür, weshalb Gott so unvollkommene Männer und Frauen gebraucht: Gott gebraucht jede Gabe, die man ihm zur Verfügung stellt. Und Brennan hat sich Gott immer wieder zur Verfügung gestellt. In den letzten Jahren – Brennan ist nun schon fast blind und krank und kann nicht mehr gut laufen und sollte eigentlich an irgendeinem Strand in Florida seinen Ruhestand genießen – steigt er immer wieder ins Flugzeug, um irgendwo hinzufliegen und ein Evangelium zu predigen, an das er selbst von ganzem Herzen glaubt, das er aber nicht immer gelebt hat.

In Denver lud ein wohlhabender Mann, der in einer Gemeinde Brennans eindrucklichen Vortrag gehört hatte, ihn zu einer

einwöchigen Klausur mit acht seiner Freunde ein, darunter auch ich. Als Brennan ankündigte, dass es eine Woche des Schweigens sein würde, war der Initiator gar nicht glücklich darüber. „Ich habe ihn extra hierher eingeladen, um von seiner großen Erfahrung zu lernen, und jetzt sollen wir schweigen?!“ Aber jeder von uns verbrachte jeden Tag eine Stunde ganz persönlich mit Brennan, um intensive geistliche Wegweisung zu erfahren, nachdem wir über Texte und Bibelstellen meditiert hatten, die er uns gegeben hatte. Brennan arbeitete den ganzen Tag hart, während die meisten von uns draußen oder auf unseren Zimmern saßen und nachdachten.

Da das Freizeitheim, in dem wir uns aufhielten, nicht besonders gut ausgestattet war, gingen wir jeden Abend ins nächstgelegene Restaurant, das ausgesprochen vornehm war. Am ersten Abend nahm Brennan einen Ghetto-Blaster und einige Kassetten von Rich Mullins und John Michael Talbot mit und schlug vor, dass wir während des Essens mit dem Schweigen fortfahren und dabei ruhige Musik hören sollten. Schon bald kam eine muntere Bedienung und begrüßte uns mit den Worten: „Hallo, alle zusammen. Wie geht's denn heute?“ Sie bekam nur ein Nicken und ein paar verkniffen lächelnde Gesichter zur Antwort. Ein anderer Gast erkannte ein Mitglied unserer Gruppe und kam herüber, um sich ein wenig zu unterhalten. Die Gäste an den anderen Tischen starrten missbilligend auf den Ghetto-Blaster, aus dem Musik kam, die sich überhaupt nicht mit der restauranteigenen Berieselung vertrug. Brennan lachte, hob die Hände und stellte eine neue Regel auf: Das Schweigen wurde während des Abendessens aufgehoben.

Wenn ich an Brennan denke, muss ich immer an diese komische Szene denken. Er war wirklich mehr als jeder andere, den ich kenne, bemüht, ein reines und heiliges Leben zu führen. Das ging so weit, dass er monatelang in Spanien in einer Höhle gelebt, Seite an Seite mit den Armen gearbeitet und Keuschheits-, Armut- und Gehorsamsgelübde abgelegt hat. Aber seine Ideale gerieten immer wieder ins Wanken. Andere Töne – das Klirren

der Weingläser, Gelächter aus der Bar, eine Frauenstimme, Ablenkungen durch andere ... kurz gesagt, die ganze Unordnung des Lebens – überlagerten sein heiliges Bestreben immer wieder. Und der Teufel in uns, den niemand kennt, der ihn nicht selbst erlebt hat, übernahm immer wieder die Herrschaft.

„Alles aus Gnade“, meint Brennan, wenn er auf sein erfülltes, aber unvollkommenes Leben zurückblickt. Er vertraut zutiefst auf jene Wahrheit, die allem zugrunde liegt und die er so treu und wortgewandt verkündet hat.

Als Autor ist mir jeden Tag bewusst, dass es viel einfacher ist, ein Buch zu überarbeiten als ein Leben. Wenn ich über meinen Glauben schreibe und darüber, wie ich leben sollte, klingt das alles so hübsch und nett. Aber wenn ich versuche, wirklich so zu leben, dann ist der Teufel los. Wenn ich Brennans Memoiren lese, scheint es genau umgekehrt zu sein. Weil er sein Augenmerk auf seine Fehler legt, lässt er viele positive Dinge aus. Mir wäre es lieber, wenn er mehr Geschichten erzählen würde, die ihn in ein gutes Licht stellen, und davon gibt es genug. Aber Brennan hat beschlossen, in seinem Buch alles ans Licht zu bringen, auch wenn es seinen Ruf schädigt, und so stellt er sich dar, wie es der Apostel Paulus einmal beschrieben hat: als Gefäß aus Ton, aus gebranntem Dreck, das man irgendwann wegwirft. Um den Schatz im irdenen Gefäß zu entdecken, müssen wir seine anderen Bücher lesen.

Ein Gedicht von Leonard Cohen beschreibt es sehr anschaulich:

*Lass die Glocken klingen, auch wenn sie gesprungen,
auch wenn kein perfekter Ton erklingen,
denn durch die Risse hier und da ist zu uns das Licht gedrungen.*

Philip Yancey

*Wer auf große Entdeckungsreise gehen will,
muss frei sein von Selbstgenügsamkeit.*

Patrick Kavanagh, *The Self-Slaved*

Auf ein Wort

Alles aus Gnade“ wurde mit einer ganz bestimmten Haltung geschrieben – der eines vom Leben Gezeichneten, eines verlorenen Versagers.

Also:

*Dieses Buch ist von einem, der dachte,
er wäre schon weitergekommen, es aber nicht ist.
Es ist von dem Strafgefangenen,
der dem Bewährungsausschuss versprach, sich zu bessern, es aber
nicht tat.*

*Es ist von dem fast Blinden,
der anderen den Weg zeigte und sich selbst dauernd verlief.
Es ist von dem Alkoholkranken,
der glaubte, wenn ein Schluck Wein gut für den Magen ist,
müsste viel noch besser sein.*

*Es ist vom Lügner, vom Landstreicher, vom Dieb,
auch bekannt als Priester, Redner und Autor.*

*Es ist von dem Jünger Jesu, dem die Wurst so oft vom Brot fiel,
dass er sagte: „Zum Teufel mit dem Wurstbrot.“*

*Es ist von dem Mann, der im Herzen jung, aber körperlich alt ist
und der jetzt an einen Ort geführt wird, an den er nicht gehen will.*

Aber:

*Dieses Buch ist auch für die Sanftmütigen,
die unter den Wölfen gelebt haben.
Es ist für die, die ihr Joch abgeschüttelt haben,
um über die Felder der Liebe und Ehe und Scheidung zu tollen.
Es ist für die, die trauern,
die die meiste Zeit ihres Lebens getrauert haben,
sich aber dennoch an das „sie sollen getröstet werden“ klammern.
Es ist für die, die davon träumten, Engel zu bewirten,
und stattdessen ein paar wenige, aber sehr kostbare Freunde fanden.
Es ist für die jungen und die alten verlorenen Söhne,
die immer und immer und immer und immer wieder zur Besin-
nung kommen.
Es ist für die, die an der kurzen Leine frommen Unsinnns zerren,
weil die Gnade sie verschlungen hat.
Dieses Buch ist für mich selbst und für diejenigen,
die hier lange genug rumhängen, um leise die Worte der verlorenen
Versager zu flüstern:*

Alles aus Gnade.

Teil I

RICHARD

Eins

Man bekommt nicht immer, was man sich wünscht. Ich gehe davon aus, dass die meisten Kinder das auf die eine oder andere Weise lernen müssen. Es ist eine sehr schwierige Lektion, aber sie ist unerlässlich, will man erwachsen werden. Aber als ich meine Mutter, Amy Manning, diesen Satz sagen hörte, wusste ich, dass sie nicht von irgendeiner Kleinigkeit wie einem Fußball oder einer Puppe sprach. Sie sprach von etwas viel Tiefgreifenderem.

Meine Mutter hatte für ein Mädchen gebetet. Was sie am 27. April 1934 bekam, war jedoch ein Junge, mich, Richard Manning. Ich hieß nämlich nicht immer Brennan.

Die Weltwirtschaftskrise hatte auch Brooklyn in ihren Klauen. Mein Bruder Robert war erst 15 Monate vor mir auf die Welt gekommen. Mit den Jahren habe ich erlebt, dass viele Mütter grinsten und von mir als der „kleinen Überraschung“ sprachen, weil ich so kurz nach meinem Bruder geboren worden war. Aber meine Mutter sagte das nicht, jedenfalls nicht damals. Für sie war ich nur eine weitere Enttäuschung, ein weiteres nicht erhörtes Gebet.

Meine Mutter wurde in Montreal, Kanada, geboren. Als sie drei Jahre alt war, starben ihre Eltern innerhalb von nur sechs Tagen beide bei einer Grippe-Epidemie, die Tausende Menschenleben forderte. In jenen Tagen hatte die Zeile des bekannten Abendliedes – „morgen früh, so Gott will, wirst du wieder geweckt“ – eine sehr unmittelbare Bedeutung. Es gab niemanden, der meine Mutter aufnehmen konnte, und so kam sie in ein Waisenhaus. Hier blieb sie zehn Jahre. Nur Gott weiß, was sie dort in dieser Zeit erlebt hat. Ich habe mich oft gefragt, ob irgendjemand diesem dreijährigen Mädchen in seiner Trauer geholfen hat. Hat irgendjemand an ihren Geburtstag gedacht? Kannten sie ihren

Geburtstag überhaupt? Und Weihnachten? Bekam sie Geschenke? Wer waren die Frauen in jenem Haus und welches Mutterbild vermittelten sie? Und die Männer? Wurde meine Mutter missbraucht? Vergewaltigt? All das und noch mehr könnte in jenem leidvollen Jahrzehnt im Leben meiner Mutter geschehen sein. Aber auf meine Fragen gibt es nie Antworten, denn was auch immer dort geschehen war, blieb hinter jenen Mauern. Andererseits hätte sie meine Fragen vielleicht mit jenem Satz beantwortet, mit dem sie so viele Fragen beantwortete: *Man bekommt nicht immer, was man sich wünscht.*

Mit 13 wurde sie von einem Mann adoptiert, der als Black George McDonald bekannt war. Warum er sie adoptierte und sonstige Einzelheiten zu ihrer Adoption kenne ich nicht; ich weiß nur, dass sein Name wie der einer Romanfigur klang. Ich habe gehört, dass er Gold gefunden haben soll und mithalf, die Stadt Alexandria aufzubauen, die zwischen Montreal und Toronto liegt. Black George hatte also offensichtlich finanzielle Mittel, aber seine Absichten kenne ich nicht. Er muss aber auch gütig gewesen sein, denn meine Mutter wollte Krankenschwester werden, und er finanzierte ihre Ausbildung. Dieses Geschenk von ihm führte sie nach Brooklyn, wo sie ihre Ausbildung abschloss, meinen Vater kennenlernte und heiratete, meinen Bruder zur Welt brachte, für ein Mädchen betete und mich bekam. Sie können sich natürlich denken, dass das Wissen um die Enttäuschung über meine Geburt für mich schmerzhaft ist. Aber trotzdem will ich auf diesen Seiten meine Dankbarkeit zum Ausdruck bringen. In diesem Sinne sage ich also: „Danke, Black George McDonald. Ich bin mir nicht sicher, wofür ich dir danke, aber deine Güte gegenüber meiner Mutter hat zu meiner Geburt geführt, ganz gleich, ob ich erwünscht war oder nicht. Deshalb sage ich Danke.“

Die Krankenschwesterausbildung meiner Mutter basierte auf den Methoden der 20er Jahre des letzten Jahrhunderts. Das Wort „Kindererziehung“ hatte damals noch eine ganz andere Bedeutung. Es wurden Disziplin, Reglementierung, Strenge und ein

Minimum an Zuwendung propagiert. Verhaltensforscher wie J. B. Watson beeinflussten maßgeblich das Denken und die Praxis. Folgendes Zitat spricht Bände über die damals vorherrschende Einstellung: „Mutterliebe ist eine gefährliche Sache, die die Aussichten eines Kindes auf eine glückliche Zukunft zunichtemachen kann.“ Watson vertrat die Ansicht, ein kräftiger Händedruck zwischen Eltern und Kindern am Morgen sei ausreichend. So befremdlich das jetzt auch klingen mag, in dieser Welt sind mein Bruder und ich aufgewachsen. In vielerlei Hinsicht war es auch die Welt, in der meine Mutter aufgewachsen war.

Wenn ich die Geheimnisse meines Lebens entschlüsseln will, muss ich die Stimmen und Erfahrungen bedenken, die meine Mutter geprägt haben. Ihre Irrfahrt vom Waisenkind über staatlich geprüfte Krankenschwester zu junger Mutter war nichts weniger als ein heldenhafter Überlebenskampf. Aber Helden sind nicht immer die besten Eltern.

*

Nun kommt noch ein Mann namens Emmett Manning ins Spiel, mein Vater. Er und meine Mutter waren in vielerlei Hinsicht ein sehr gegensätzliches Paar. Im Gegensatz zu meiner Mutter war er kein Waisenkind. Vielmehr lebten die Eltern meines Vaters seit der Hochzeit meiner Eltern bei uns. Das Vaterbild meiner Mutter war ein schemenhafter Wohltäter, Black George, aber der Vater meines Vaters war ein sehr realer Alkoholiker. Ich habe keine Ahnung, was meine Mutter in ihrer Kindheit durchgemacht hat, aber ich habe Einblicke in die Wutausbrüche erhalten, die mein Vater als Kind ertragen musste. Damals begriff ich, dass es verschiedene Arten gibt, ein Kind zum Waisenkind zu machen.

Der Krankenschwesterausbildung meiner Mutter stand die lückenhafte achtjährige Schulbildung meines Vaters gegenüber. Durch ihren anerkannten Abschluss war meine Mutter auch

während der Weltwirtschaftskrise recht begehrt. Sie hatte sogar zwei Jobs – acht Stunden am Tag arbeitete sie im St.-Mary's-Krankenhaus und danach als private Krankenschwester. Mein Vater war dagegen immer nur befristet oder stundenweise angestellt – wenn er denn überhaupt angestellt war.

„Befristet“ und „stundenweise“ ist auch eine zutreffende Beschreibung für die Unterhaltungen zwischen mir und meinem Vater, an die ich mich noch erinnern kann. Es ging immer um Zurechtweisung, *meine* Zurechtweisung, um genau zu sein. Genau genommen ist die Bezeichnung „Unterhaltung“ dafür schon ziemlich weit hergeholt; es waren eher Monologe, die immer das gleiche schmerzhaftende Ende nahmen: Ich musste in mein Zimmer gehen, die Hosen runterziehen, und mein Vater schlug mich mit seinem Ledergürtel. Diese Aktionen vermittelten meinem Vater wahrscheinlich ein gewisses Gefühl von Macht, aber ich wusste, dass er sogar seine Rolle als Erzieher nur deshalb innehatte, weil meine Mutter, die Matriarchin, es zuließ.

Tag für Tag wanderte mein Vater umher, immer auf der Suche nach Arbeit, und lief dabei seine Schuhe durch. Aber ich habe das Gefühl, dass er auch auf der Suche nach etwas anderem war, etwas, das er nicht in Worte fassen konnte, aber jeden Tag spürte. Vielleicht war er auf der Suche nach sich selbst und wusste, dass sein eigener Vater ihm dabei nicht helfen konnte. Vielleicht war er auf der Suche nach Würde, dem Wissen, dass jemand stolz auf ihn war. Aber meine Mutter verweigerte ihm diesen Respekt. Ich bin mir nicht sicher, wonach er suchte, ich weiß nur, dass er jeden Tag umherwanderte.

Man bekommt nicht immer das, was man sich wünscht, aber man bekommt, was man bekommt. Amy war eine Überlebenskünstlerin, Emmett ein Suchender. Gemeinsam waren sie die größten Bäume im Wald meines Lebens – meine Mutter und mein Vater.

*Die Frage, die er ohne Worte stellt, ist,
was er von etwas halten soll, das so herabgewürdigt ist.*

Robert Frost, *The Oven Bird*



Das süßeste Baby von Brooklyn

Zwei

Das bin ich mit drei Jahren. Gutaussehend, was? Meine Mutter hat diesen Schnappschuss bei einem Fotowettbewerb zum Thema „Das süßeste Baby von Brooklyn“ – oder so ähnlich – eingeschickt. Damals hatte ich Pausbäckchen, Grübchen, große, blaue Augen und goldblonde Locken. Rein verstandesmäßig kann ich nachvollziehen, dass meine Mutter irgendwie doch stolz auf mich gewesen sein muss, sonst hätte sie das Bild nicht eingeschickt. Ich gewann den Wettbewerb, aber an dem Verhältnis zwischen meiner Mutter und mir änderte das nichts.

So kam sie zum Beispiel oft mittags zwischen ihren beiden Jobs nach Hause. Dann lief ich ihr entgegen und umarmte sie, wurde aber nur zur Seite geschoben. *Du bist so ein Quälgeist! Setz dich in die Ecke, und sei still!* Einerseits hatte die Kamera also recht: Ich war goldig. Aber andererseits auch wieder nicht, denn schon auf dem nächsten Bild war ich ein Quälgeist.

Dieses Bild verkörperte das widersprüchliche Verhältnis zwischen meiner Mutter und mir. Als ich auf der Highschool war, holte sie dieses Bild immer wieder heraus, um meinen Freundinnen zu zeigen, was für ein süßes Baby ich gewesen war. Aber so stolz sie auch auf dieses Foto war, dieser Stolz zeigte sich doch nie im wahren Leben. Kinder, auch wenn sie schon 18 sind, können Scham empfinden, und genau das tat ich jedes Mal, wenn sie dieses Bild herauskramte. Ich hasste es.

Ein anderes bedrückendes Erlebnis ereignete sich, als ich sechs war, im Dezember, ein paar Tage vor Weihnachten. Mein Vater kam von seiner Arbeitssuche nach Hause und bekam die gleiche Frage gestellt, die er schon hundertmal zuvor beantworten musste: „Was gefunden, Emmett?“

„Nein, Amy. Was machen die Jungs?“ gab er wie üblich zur Antwort.

An jenem Tag deutete meine Mutter auf meinen Bruder Rob und sagte: „Er ist ein Kind des Teufels, böse, durch und durch böse. Emmett, ich will, dass du ihn jetzt sofort ins Gefängnis bringst. Erzähl der Polizei, was er getan hat, und lass ihn dort.“

Mein Bruder war damals sieben und wohl kaum alt genug, um durch und durch böse zu sein. Trotzdem steckte mein Vater Robs Arme in die Ärmel seines kleinen, dunkelblauen Mantels, ging mit ihm zur Haustür hinaus und die Straße hinunter zur Polizeiwache, wie ich annahm. Ich hatte Todesangst. Ich krabbelte aufs Fensterbrett, setzte mich darauf, drückte meine Nase an der eiskalten Scheibe platt und hoffte, dass mein Vater und Rob umkehren und wieder hereinkommen würden. Ich muss wohl eine halbe Stunde so dagesessen und angestrengt durch meine Tränen und die Schneeflocken in die Kälte gestarrt haben. Vielleicht war es auch nur eine Viertelstunde, aber ein verängstigtes Kind zählt nicht die Minuten, sondern die Atemzüge. Als mein Vater die Straße wieder entlangkam, brach ich in Panik aus: Er war allein. In diesem Augenblick war ich mir ganz sicher, dass ich das nächste Mal, wenn ich ungehorsam war, für immer ins Gefängnis wandern würde, genau wie Rob. Aber dann sah ich meinen Bruder, der ein Stück hinter meinem Vater hertrötete und gegen die Schneehaufen trat. Wahrscheinlich war mein Vater mit Rob bis zum Gefängnis gegangen, vielleicht war er sogar mit ihm hineingegangen, um ihn zu erschrecken, hatte ihn zurechtgewiesen und dann gesagt: „So, jetzt gehen wir nach Hause.“

Ich kletterte vom Fensterbrett und verhielt mich so, wie ich es von Rob, meinem Vater und den meisten anderen Jungen kannte: Ich blieb standhaft, denn „große Jungen weinen nicht“. Aber die Erinnerung daran verfolgte mich noch über 40 tränenlose Jahre. Ich glaube, ich habe bis heute noch nicht so geweint, wie ich damals Angst gehabt hatte. Natürlich hatte ich um mich selbst Angst, aber ich wusste auch nicht, was ich ohne Rob tun sollte.